

4. Vortrag (15.07.2011)

## Kriegsheimkehrer und andere Veteranen: Wenn die Helden heimkehren, ist die Gewalt im Marschgepäck.

Zu Wolfgang Amadeus Mozarts Oper *Idomeneo*

Von Prof. Dr. Herfried Münkler

I.

Vermutlich haben Siegesparaden ihren guten Sinn, und der besteht keineswegs nur in der demonstrativen Präsentation des eigenen Stolzes, einer auf dem Schlachtfeld im Angesicht des Todes bewiesenen Überlegenheit, eines bedingungslosen Siegeswillens und was auch immer sonst noch an politischen Eitelkeiten eine Rolle spielen könnte. Es ist nicht auszuschließen, dass anstelle der Demonstration des Sieges die sozialpsychologische Grenzziehung für die Soldaten das sehr viel Wichtigere ist: Sie haben gesiegt. Darauf dürfen sie stolz sein. Aber vor allem müssen sie jetzt ihre Gewaltbereitschaft wieder zurückfahren: auf Friedensniveau. Sie müssen psychologisch abrüsten, damit die Gewalt, mit der sie den Staat an seinen Grenzen geschützt haben, nicht unversehens ins Innere der Gesellschaft gelangt. Siegesparaden ziehen eine Grenze, sie machen sinnfällig, was zuvor als ein formeller Akt bei der Unterzeichnung des Waffenstillstands oder auch des Friedensvertrags rechtlich festgestellt worden ist: dass der Krieg zu Ende ist und der Frieden begonnen hat.

Dieses Problem ist mit den Massenarmeen, wie sie seit der Französischen Revolution in Mode gekommen und seit dem Bau von Eisenbahnverbindungen auch einsetzbar geworden sind, erst so richtig relevant geworden. Jetzt waren es nicht mehr bloß die Soldtruppen, die der Herrscher in seinen Diensten hielt, die in den Krieg zogen und wieder aus dem Krieg heimkehrten, sondern jetzt waren es Ehemänner, Väter und Söhne, die bei der Heimkehr aus dem Krieg seelisch abgerüstet, psychosozial demobilisiert werden mussten. Schließlich kehrten die meisten von ihnen nicht in die Kaserne, sondern ins Zivilleben zurück und sollten, nachdem sie Krieger gewesen waren, nun wieder Ehemann, Vater, Arbeitskollege sein. Wie schwer das fällt, zeigen die Berichte über Afghanistanveteranen, vor allem natürlich amerikanische, inzwischen aber zunehmend auch deutsche, denen die im Kampf gewachsene Kameradschaft fehlt, die das relativ gefahrenfreie Leben zu Hause als banal empfinden – und die schon bald nur noch einen Gedanken haben: Sie wollen zur Truppe, sie wollen ins Einsatzgebiet zurück. Sie sind regelrecht süchtig nach dem Krieg, nach dem Kampf, nach der Kameradschaft. Wo das nicht möglich ist, fangen sie an zu saufen, prügeln sich sinnlos, randalieren, tragen die Gewalt in die Familie hinein, werden womöglich zum Sozialfall. Die anderen beobachten das und schlagen professionelle Hilfe vor: Posttraumatisches Stresssyndrom lautet die Diagnose. Dem Mann kann geholfen werden. Er muss sich in psychologische Behandlung begeben. Reiche Gesellschaften können sich das mit Einzelnen leisten. Ärmere Gesellschaften mussten, zumal wenn sie mit Massen heimkehrender Krieger zu tun hatten, zu kostengünstigeren Mitteln greifen: Die Siegesparade war eines davon. Siegesparaden sind deswegen immer auch eine Therapie, jedenfalls sollen sie als eine solche wirken.

Wir haben in Deutschland den Sinn und die Funktion von Siegesparaden aus den Augen verloren, weil wir seit 1871 keine heimkehrenden Sieger mehr hatten. Ende 1918 marschierten die Truppen zwar durchs Brandenburger Tor, und Friedrich Ebert versicherte ihnen, sie seien im Felde unbesiegt geblieben, was natürlich nicht stimmte; spätestens die Versailler Verhandlungen machten klar, dass der Einzug der Berliner und Potsdamer Regimenter durchs Brandenburger Tor keine Siegesparade gewesen ist. Seit Mitte November 1918 herrschten in Teilen Deutschlands bürgerkriegsähnliche Verhältnisse; revolutionäre Verbände und Freikorps kämpften gegeneinander; auch im Baltikum und in Schlesien kämpften Freikorps, und in denen tummelten sich diejenigen, die vom Kämpfen immer noch nicht genug hatten bzw. nicht wussten, was sie mit dem Frieden, der nun offiziell herrschte, anfangen sollten. Die unzufriedenen Veteranen des Ersten Weltkriegs wurden zu einer politischen Hypothek der Weimarer Republik, deren Ende mit dem politischen Aufstieg eines österreichischen Gefreiten aus einem bayerischen Reserve-Infanterieregiment einherging. Der ehemalige Meldegänger Hitler hat mit dem Frieden nichts anzufangen gewusst. Das wäre kein großes Problem gewesen, wenn es in Deutschland nicht so vielen ganz ähnlich gegangen wäre.

Das Veteranen- und Heimkehrerproblem nach dem Zweiten Weltkrieg sah völlig anders aus. Samt und sonders waren die Soldaten in Gefangenschaft geraten, aus der sie über einen Zeitraum von zehn Jahren, einzeln oder in Schüben, nach Hause zurückkehrten. Hier stellten sie fest, dass sie überflüssig geworden waren. Die Frauen waren auch ohne den so genannten »Ernährer der Familie« zurechtgekommen. Mitunter waren in der Zeit der Abwesenheit sogar weitere Kinder dazugekommen, und gelegentlich befand sich der neue Kindsvater sogar in der Wohnung. Das Heimkehrerproblem nach 1945 war ein Problem der Heimkehrer; sie standen, wie Wolfgang Borchardts Romantitel es paradigmatisch formulierte, »draußen vor der Tür« – und sie blieben es psychisch oftmals auch noch, nachdem sie wieder hereingelassen worden waren. Die totale Niederlage nach dem totalen Krieg war eine politisch überaus effektive Bearbeitung des Veteranenproblems. Sie wurde bei den Verlierern zum Funktionsäquivalent dessen, was bei den Gewinnern die große Siegesparade ist.

Natürlich konnte es dabei nicht bleiben. Die Geschlagenen und Gedemütigten brauchten irgendwann auch wieder Erfolgserlebnisse und Anerkennung. Sönke Wortmanns Film *Das Wunder von Bern* (2003) beschreibt das sehr schön: Da ist der notorische Konflikt zwischen Vater und Sohn, das permanente Scheitern in ihrem gegenseitigen Streben nach Anerkennung, die eskalierenden Konflikte, das gegenseitige Misstrauen – und dann die Lösung des Problems durch Helmut Rahn: 3:2 für Deutschland. Man hat von der zweiten Gründung der Bundesrepublik im Berner Wankdorf-Stadion gesprochen. Die Heimfahrt der Fußballnationalmannschaft wurde zu einer Art Siegesparade. Das Wirtschaftswunder kam dazu. Das Veteranenproblem war gelöst.

2.

Die Oper *Idomeneo* erzählt eine andere Variante der Lösung des Veteranen- und Heimkehrerproblems. Auch hier geht es, wie mir scheint, um einen massiven Vater-Sohn-Konflikt, der den Beteiligten in seiner Dynamik jedoch überhaupt nicht klar ist. Man könnte auch sagen,

er ist so lange um- und forterzählt worden, bis der Machtkampf zwischen dem Vater Idomeneo und dem Sohn Idamante nicht mehr erkennbar ist. Der heimkehrende König Idomeneus, so die schließlich präsentierte Fassung des Vater-Sohn-Konflikts, habe während eines Seesturms in seiner Angst und Verzweiflung dem Meergott Poseidon ein Opfer versprochen, wenn der das Meer beruhige und die Schiffe der Trojabezwiner nach Kreta heimkehren lasse. Den Ersten, dem er am Strand begegne, so Idomeneus' Versprechen, werde er dem Poseidon opfern. Selbstverständlich hatte er sich nicht im Mindesten vorstellen können, dass dieser Erste am Strand – zufällig – sein eigener Sohn sein könnte.

Wir, die wir durch Freud belehrt sind, wissen natürlich, dass es ganz anders gewesen ist, dass der Zufall keineswegs die Rolle gespielt hat, die ihm in der späteren Erzählung zugeschrieben wird. Der Zufall hat die Funktion, den latenten Konflikt um die Macht in Kreta zu verschleiern.

Es war nicht die zufällige Begegnung mit dem ihm unbekanntem Laios und das Pech, dass der ihm mit seinem Wagen auch noch über die versehrten Füße fuhr, und auch nicht das unglückselige Zusammentreffen mit der Sphinx und die geniale Lösung ihres vertrackten Rätsels, die Ödipus ins Bett seiner Mutter geführt hat, sondern der kleine Ödipus hatte natürlich von Anfang an diesen Wunsch gehabt. Im Hause des Idomeneus könnten die Verhältnisse so ähnlich gewesen sein: Der Vater im Krieg, die Mutter unbegattet – und der Knabe wird geschlechtsreif. Und natürlich will er, als der Vater Jahr um Jahr nicht nach Kreta zurückkommt, auch dessen Macht übernehmen. Es ist der legitime Nachfolger. Idomeneus begegnet nicht nur seinem leiblichen Sohn, sondern auch dem Thronprätendenten und wohl bereits partiellen Nachfolger in der Ausübung der Macht. Sein Tötungsversprechen hat, so gesehen, eine ganz andere Qualität. Auch bei Ödipus beginnen die Probleme ja nicht damit, dass der Knabe sexuelle Wünsche betreffs seiner Mutter hat, sondern am Anfang steht die Angst der Eltern vor ihrer machtpolitischen Verdrängung durch den Sohn. Deswegen wollen sie seine Geburt rückgängig machen und lassen das Kind im Kitairongebirge aussetzen. Sigmund Freud hat das Tötungsprojekt der Eltern gegen den armen Ödipus in den Tötungswunsch des Knaben gegenüber dem Vater und den Wunsch zum Beischlaf mit der Mutter verwandelt. Wir müssen ihm das nicht glauben; die Kriminalstatistik spricht gegen ihn. Aber wir können mit Freud und anschließend gegen ihn das Agieren des Idomeneus dahingehend verstehen, dass es nicht der Zufall, sondern pure Absicht war, die den Todeswunsch gegen den Sohn formuliert hat. Der hatte den Platz des im Felde stehenden Vaters eingenommen. Der Vater war jedoch nicht gefallen, hatte auch nicht auf See bei der Heimkehr den Tod gefunden. Der Konflikt zwischen den beiden war unausweichlich.

3.

Im Umfeld der *Ilias*, des Lieds vom großen Krieg um Troja, sind viele Heimkehrergeschichten entstanden, und die von Mozarts Librettist Giambattista Varesco ausgeschriebene Geschichte von der Heimkehr des Idomeneus ist nur eine davon, eher eine kleine und periphere. Die großen paradigmatischen Heimkehrergeschichten sind die von Agamemnon und natürlich die von Odysseus, die gewissermaßen die beiden Extreme der möglichen Heimkehr des Kriegers beschreiben. In beiden Fällen geht es gewalttätig und blutig zu. Im Falle des Agamemnon hat

der Herrscher von Mykene, der Anführer des griechischen Aufgebots den kürzeren gezogen: Er wird von seinem Weibe Klytämnestra und deren Geliebtem Ägisth, im Bad ermordet. Sie haben ihm ein Netz übergeworfen, damit er sich nicht wehren kann, und dann haben sie ihn abgestochen und abgeschlachtet. Kein heroischer Tod. Agamemnon ist verreckt wie ein Vieh. Das ist das Großartige am Stoff der *Ilias* und deren Umgebung, dass auch solche Geschichten erzählt werden. Ein Widerruf der Heroizität bzw. ein Blick hinter deren Kulissen. Was da zum Vorschein kommt, ist erschütternd. Dagegen sind die schmutzigen Phantasien des Idomeneus über die Art und Weise, wie er seinen Sohn loswerden kann, geradezu harmlos.

Ganz anders die Heimkehr des Odysseus. Natürlich ist das der Traum des Kriegers: Zwanzig Jahre war er von zu Hause fort, zehn Jahre im Krieg, noch einmal zehn Jahre hat die Rückfahrt gedauert, und das keineswegs nur, weil die Winde ungünstig standen, sondern ganz offenkundig auch, weil Odysseus auf erotische Vergnügungen und sexuelle Abwechslung aus war. Ein Weib hier, eine Jungfrau dort, Odysseus immer dabei. Der Herr hat sich Zeit gelassen. Was ihm vor Troja entgangen war, weil er im Unterschied zu Achill und Agamemnon sich nicht mit erbeuteten Frauen, sondern mit der Frage beschäftigt war, wie man diesen strategisch miserabel angelegten Feldzug doch noch siegreich beenden könne, all das holt Odysseus im Verlaufe seiner Heimreise nach. Dass er dabei, keineswegs bloß durch eigene Schuld, aber mit Sicherheit auch nicht schuldlos daran, seine gesamte Mannschaft, eine komplette Generation der Krieger von Ithaka verliert, ist für den Erzähler nur ein Kollateralschaden. Entscheidend ist, dass Odysseus selbst zurückkehrt. Und natürlich, wie er zurückkehrt.

Odysseus hat sich nicht angekündigt; keine Trompetenstöße und kein Empfangskomitee, wie bei Agamemnon. Odysseus schleicht sich ein; er hat sich als Bettler verkleidet. Er kommt erst einmal als Spähtrupp und erkundet die Lage, bevor er sich zu erkennen gibt. Der ursprüngliche Kriegsdienstverweigerer und nachmalige Spätheimkehrer Odysseus, der eigentliche Sieger von Troja, ist ein wirklich kluger Mann, kein bloßer Epauletten- und Ordensträger wie Agamemnon, der, von sich überzeugt wie eh und je, in die Falle tappt, die ihm sein Weib und deren Liebhaber gestellt haben. Odysseus weiß, dass zwei Jahrzehnte nach seiner Abreise zu Hause nichts mehr so ist, wie es damals war. Also will er zunächst einmal die Lage erkunden, will sich ein Bild machen. So und nur so ist er in der Lage, die Übermacht seiner Feinde zu bezwingen. Odysseus räumt auf. Seine Heimkehr wird zu einem Blutbad ohnegleichen. Mit der Waffe rückt er gerade, was in den letzten zwanzig Jahren zu Hause schief gelaufen ist. Erst müssen die Freier, die um sein Weib und sein Erbe buhlen und dabei auch seinen Sohn Telemachos töten wollen, daran glauben. Keinen von ihnen lässt Odysseus am Leben. Sie alle müssen sterben. Danach nimmt er sich die untreuen Mägde vor und hängt sie der Reihe nach an einem großen Strick auf. Sie hätten noch eine Zeitlang gezappelt, berichtet der Autor der *Odyssee*; dann sind auch sie tot. Welch eine Heimkehr!

Als Peter Bamm in seinem Weltkriegsbuch *Unter unsichtbarer Flagge* einen Fronturlaub und Besuch zu Hause unter die Kapitelüberschrift *Penelope* stellte, hat er zweifellos nicht an das Blutbad des Odysseus gedacht. Penelope steht bei Bamm wie überhaupt für die getreue Gemahlin. Der Angebote und Avancen waren viele. Sie hat sich allen entzogen, und am Schluss hat sie alle List, deren sie fähig war, aufgeboden, um Zeit zu gewinnen – in der wenig

begründeten Hoffnung, der Herr Gemahl werde doch noch heimkehren. Penelope ist der Traum aller Spätheimkehrer, und daneben natürlich ein Sohn wie Telemach, der den Platz seines Vaters freihält. Wenn die Heimat so zuverlässig steht, kann an der Front auch gesiegt werden. Weswegen diejenigen, die einen Krieg verloren haben, auch gerne erzählen, es habe nicht an ihm, sondern an der unzuverlässigen Heimat gelegen. Man kennt das aus der deutschen Geschichte nach dem Ersten Weltkrieg. Im Falle des Odysseus steht die Heimatfront so zuverlässig, dass er sich mit der Heimkehr nicht beeilen musste. Aber Odysseus ist auch nicht naiv. Er verwechselt nicht Wunsch und Hoffnung mit dem, was tatsächlich der Fall ist. Dadurch ist er den Fallen entgangen, die ihm die Freier gestellt haben.

4.

Solche Probleme hat Idomeneus nicht. Sein camouffierter Tötungswunsch gegenüber seinem Sohn Idamante schnurrt schließlich auf die Frage zusammen, wer die Frau dieses Sohnes werden soll: Elektra, eine Tochter Agamemnonns, die nach der Ermordung des Vaters und den politischen Wirren in Mykene am Hof in Kreta Asyl gefunden hatte, oder die von ihm, Idomeneus, als Kriegsbeute aus Troja mitgebrachte Ilia, eine der zahllosen Töchter des Priamos. Im Mythos und der ihm folgenden Oper wird hier von allerhand Verwirrungen, unterschiedlichen Liebeswünschen, allerlei Intrigen usw. berichtet, die sich wunderbar für das Theater des Barock und des Rokoko geeignet haben. Wir aber, die wir durch Freud und seine Schüler sensibilisiert sind, ahnen, dass der Vater seine auf den Gott Poseidon projizierten Todeswünsche gegenüber dem Sohn nur dann zurückstellt, wenn der die Ilia und nicht Elektra ehelicht. Er zwingt den Sohn gewissermaßen zum sexuellen Dauerstress mit seiner Beute. Tag für Tag und Nacht für Nacht soll sie ihn daran erinnern, was für ein großer Krieger und Beutemacher doch sein Vater ist. Wenn Idamante darin einwilligt, hat Idomeneus ihn in der Hand. Dann kann er seinen Tötungswunsch zurückstellen. Das Infame ist, dass das Ganze dann auch noch als Erfüllung der eigentlichen Wünsche des Sohnes erzählt wird. Denn der habe eigentlich immer Ilia und nicht Elektra zur Ehefrau gewollt. Idomeneus hat die patriarchalen Konstellationen zu Hause wieder hergestellt. Und er hat das ganz ohne Blutvergießen geschafft. Darin ist er eine echte Alternative zu Odysseus.

5.

Kommen wir zum Schluss nach den mythischen Narrationen und den Versuchen ihrer interpretatorischen Entschlüsselung noch einmal zu den Veteranen der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit, und diesmal nicht zu denen der deutschen Geschichte, sondern denen der antikolonialen Befreiungskriege sowie der diffus asymmetrischen Kriege unserer Tage. Die großen zwischenstaatlichen Kriege sind ein historisches Auslaufmodell, und dementsprechend hat sich auch der Typ der Veteranen geändert. Es sind in wachsendem Maße Abenteurer und Glücksritter, die in diesen neuen Kriegen eine Rolle spielten, und immer weniger sind es Soldaten, die einem Marschbefehl gefolgt sind. Odysseus, um das noch einmal zu erwähnen, war einer, der nicht in den Krieg gewollt hat, aber dann dem Rekrutierungskommando aus Mykene gefolgt ist. Im Heeresaufgebot der Achäer ist er dann auf unterschiedliche Typen von Abenteurern gestoßen. Für sie war der Krieg eine Gelegenheit, Beute zu machen. Und um diese Beute stritten sie sich dann. Die neuen Kriege an der Peripherie der Wohlstandszonen sind solche Kriege. Sie dauern nicht Monate, nicht Jahre, sondern Jahrzehnte. Und sie enden

auch deswegen nicht, weil die, die in ihnen zugange sind, letzten Endes vom Krieg leben. Ich meine die Warlords und ihre bewaffnete Entourage, die aus dem Krieg ein Geschäft gemacht haben. Das Ende des Krieges ist für sie nicht nur ein Positionsverlust, sondern auch der Verlust ihrer Einkommensmöglichkeiten. Das sind die schwierigsten Veteranen, weil sie nicht nur aus irrationalen, sondern auch aus rationalen Gründen ein Interesse an der Fortsetzung der Gewalt haben.

Das Scheitern vieler afrikanischer Staaten einige Jahre nach ihrer Unabhängigkeitserklärung, das in einem bemerkenswerten Kontrast zu der erfolgreichen Entwicklung vieler ostasiatischen Staaten steht, hat auch mit dem ungelöst gebliebenen Veteranenproblem zu tun. Die Sieger wollten Belohnung, und dann wollten sie ihren Sieg genießen. Sie realisierten nicht, dass der Ernstfall hier tatsächlich der Frieden und nicht der Krieg war. Jetzt ging es nämlich darum, die Länder aufzubauen, damit sie wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen und eine wachsende Bevölkerung ernähren konnten. Es ging um Eliten, die korruptionsresistent waren. Statt dessen wurden die Veteranen versorgt, um sie politisch ruhig zu stellen und von Rebellionen abzuhalten. So gerieten die Länder zunehmend in den Sumpf der Selbstkorrumpierung. Die Veteranen wurden zur Staatsklasse, die sich aushalten ließ. Das hat ein ums andere Mal zum Scheitern des Staates und zum Kollaps der Wirtschaft geführt. Der in dieser Woche selbständig gewordene Südsudan wird vermutlich das nächste Beispiel dafür sein. Die Lösung des Veteranenproblems ist der Schlüssel zum Frieden. Die Oper *Idomeneo* erzählt von einer besonders einfachen Lösung dieses Problems.

Weiterführende Literatur:

Sebastian Junger, *War. Ein Jahr im Krieg*, München 2010 (Blessing Verlag).

Herfried Münkler, *Odysseus und Cassandra. Politik im Mythos*, Frankfurt/M. 1990 (Fischer Taschenbuch).

Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg 2002 (Rowohlt).